

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 1

Artikel: Bäume, eine Frau und Männer
Autor: Audin, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Nein.»
«Warum nicht? Ist er dich nicht besuchen kommen?»
«Er hat den Genferzug genommen, um halb vier...»
Studer blickte seine Frau nicht an. Auf seinen Knien lag die Fieberkurve und der Wachtmeister murmelte:
«Am 15. Juli morgens 36,5, abends 38,25; am 16. Juli morgens 38,75, abends 37... Wir hätten also zu Anfang die Zahlen 3653825387537... Hat die Drei etwas zu bedeuten?»

«Wa machsch, Köbu?», fragte Frau Studer.
«Nüt», brummte Studer. Und fuhr fort: «Man könnt's in Brüchen schreiben: 36 1/2, 38 1/4, 38 3/4... Himmel...»
«Fluech nid, Köbu», sagte Frau Studer sanft.

Aber Studer war wild. Er werde wohl noch daheim fluchen dürfen, wenn es ihm darum sei; das lasse er sich von niemandem verbieten...

— Das Jakobli sei bsunderbar e g'schvys Büebli, lenkte die Frau ab; es werde dem Aetti gleichen.

Studer blickte auf, denn das Hedy hatte es faustdick hinter den Ohren... Wollte es sich über ihn lustig machen? Aber Frau Studer saß am Tisch, die Lampe schüttete viel Glanz über ihre Haare... Jung sah sie aus!

«Los' einisch, Frou», sagte Studer und räusperte sich. Ob er schon von der Marie Cleman erzählt habe?

Frau Studer beugte sich tiefer über ihre Arbeit; ihr Mann sollte das Lächeln nicht sehen, das sie nicht unterdrücken konnte. Dreimal hatte der Jakob diese Frage schon gestellt, dreimal in einer Stunde. Diese Marie Cleman schien den Mann arg zu beschäftigen. Der Jakob! Da war voriges Jahr auch so ein Fall gewesen, in dem ein Meitschi eine Rolle gespielt hatte, ein Meitschi, das mit einem entlassenen Sträfling verlobt gewesen war. Und der Jakob hatte natürlich eine Brustentzündung erwischt, weil er in strömendem Regen mit dem

Meitschi Töff gefahren war. Ganz zu schweigen von dem Autounfall, der den Fall abgeschlossen hatte. Und warum hatte der Jakob sein Leben, seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt? Um die Unschuld des entlassenen Sträflings zu beweisen. So war der Jakob, dagegen war nichts zu machen. Und die Bankaffäre? Und der Fall im Irrenhaus? Hatten dort nicht auch Weiber den Ausschlag gegeben? Manchmal schien es Frau Hedwig Studer, als lebe in dem massigen Körper ihres Mannes die Seele eines mittelalterlichen Ritters, der gegen Drachen, Tod und Teufel kämpfte, um die Unschuld zu verteidigen. Ohne Dank zu begehren. Und da war nun diese Marie Cleman...

«Nei, Vatti», sagte Frau Studer sanft. Was denn mit der Marie los sei?

— Man solle ihn nicht Vatti nennen, brauste Studer auf. Er war überreizt. Ein langer Tag lag hinter ihm, viel war an diesem Tag geschehen, es war begreiflich, daß ihm die Geduld riß — und Frau Studer verstand dies auch.

«Nämlich die Marie...», sagte Studer und tippte mit dem Strohhalm, der seiner Brissag entragte, auf das Temperaturblatt, «paßt nicht in den Fall. Sie ist damals mit dem ehemaligen Sekretär ihres Vaters nach Paris geflohen — begrytscht, Hedy? — weil die Mutter eine Kartenschlägerin war. Und dann hat der Koller Konkurs gemacht. Koller! Alle heißen Koller in dieser Geschichte...» Er schwieg, kreuzte die Beine, die Fieberkurve flatterte zu Boden und blieb neben Frau Studers Stuhl liegen. 's Hedy hob das Blatt auf.

Studer erzählte. Und während der Erzählung schien es ihm, als käme Ordnung in das Chaos. Die verschiedenen Koller nahmen Gestalt an: Pater Matthias und jener andere, der Philosophiestudent, der sich mit Ulrike

Neumann im Hotel zum Wilden Mann getroffen hatte, damals, im Jahre 1903... Und der dritte Koller, Jakob mit Vornamen, der mit dem Geologen nach Marokko gefahren war — als Sekretär... Sehr verständlich war, daß der zweite Koller (mit Vornamen Alois Victor) seinen Namen geändert hatte. Er hatte sich vor einer Entdeckung gefürchtet; war sein Gewissen nicht belastet mit dem Tod der Ulrike Neumann?

Studers Gehirn arbeitete mühelos. Pater Matthias hatte zugegeben, daß der Geologe sein Bruder gewesen war — sein Stiefbruder hatte er gesagt; Stief- oder nicht, Pater Matthias hatte die Verwandtschaft zugegeben.

Blieb die Frage offen: War der Hellscherkorporal identisch mit dem Geologen? Es sprach allerlei gegen eine solche Auffassung des Falles. Welchen Grund hätte der Geologe gehabt, zu zweitemal seinen Namen zu wechseln und die Persönlichkeit des Sanitäters Collani anzunehmen? Und warum hatte der Schweizer Geologe mit dem gekräuselten Bart fünfzehn Jahre gewartet, um seiner Frau in Basel Nachricht zu geben?

Nahm man hingegen an, Pater Matthias sei der verstorbene Geologe Cleman, alias Koller Victor Alois, und Gast des Hotels zum Wilden Mann, dann kam Vernunft in das Ganze: Ein junger Philosophiestudent tötet seine Geliebte. Um den Nachstellungen durch die Polizei zu entgehen, ändert er seinen Namen, seine Nationalität, und unter dem fremden Namen Cleman erwirbt er von neuem das schweizerische Bürgerrecht. Unter dem neuen Namen, dem Namen Cleman, heiratet er: zuerst die Sophie in Bern. Aber der Tod der Ulrike Neumann bedrückt ihn. Er spricht mit seiner Frau darüber... Die Sophie ist nicht dumme — nun, da sie etwas weiß, benutzt sie dieses Wissen, um ihren Mann auszubeuten.

(Fortsetzung folgt)

Bäume, eine Frau und Männer

Von Carl Audin

Auf der West-Ost-Fahrt durch den Panama-Kanal machte ich die Bekanntschaft eines jungen Schweizers, der wie ich zurück nach Hause fuhr. Er war mir sympathisch, aber ich kam lange nicht über diese eine Feststellung hinaus. Wir unterhielten uns über alles mögliche, er hatte mehrere Jahre lang im nordkalifornischen Urwald bei Crescent City gearbeitet und wußte viel zu erzählen. Aber er verstand es meisterhaft, unpersönlich und öffentlich zu bleiben. Wenn das Gespräch während der Promenade nach dem Abendessen gewissermaßen an den Knöpfen herumfingern wollte, entschuldigte er sich ganz plötzlich mit einer Verabredung zu einem «kleinen Poker», wobei er mit den Augen zwinkerte. Einen andern hätte ich als zufallsbeheute Spielernatur abgetan, aber nicht ihn. Ich lernte ihn zwar erst besser kennen, als wir die mittelamerikanischen Häfen hinter uns hatten. Der nächste Stop sollte Teneriffa sein, und knapp zwei Tage bevor wir den Schneegipfel des Teide in Sicht bekommen sollten, erzählte Ulrich St. die Erlebnisse, die ihn schwerer befrachtet hatten, als es das Glück den meisten zugesteh.

An einem Sonntag hatte er allein Enten gejagt und ziemlich spät den Heimweg von den Lagunen zur Sägerei angetreten. Mitten im uralten Wald, den die großen Holzgesellschaften als Geschenk an die Nachwelt und wohl auch zur Verhinderung unerwünschter Forstgesetze zu beiden Seiten der Straße hatten stehen lassen, überkam ihn das große Staunen über die absolute Dunkelheit. Dieses Dunkel zwischen den lebendigen, kirchturnhohen Bäumen erschien ihm auf einmal wie etwas eigens für ihn Vorbereitetes.

Hier, schien es ihm, rief ihn etwas zur Besinnung. Als er einmal mit dem tastenden Fuß in den Schlamm trat, der den Rand der Straße bedeutete, dachte er an Auda Cahill, die Frau seines Arbeitgebers. Um seinen Fuß schnalzte der Schlamm, aus dem die Wurzeln der Riesebäume wie Schlangen sich emporbäumten. Aber er konnte den Fuß herausziehen und auf die Straße zurückstellen. Was er für Auda Cahill fühlte, war höllischer als Schlamm, und er wußte es.

Da schrie eine Wildkatze, und im neuen Schweigen hernach verstummte das Geplapper des Gewissens. Und da begann Ulrich plötzlich mehr zu hören, als je zuvor in seinem Leben. Er hörte die magischen Säfte durch die Zellen der alten Bäume strömen, hinauf und hinauf bis ins oberste Viertel, wo noch die Aeste stehen. Er hörte das Rauschen der Zweige, die ihm jeden Stern verdeckten. Es kam ihm ein Sinn, eine Mitteilung aus diesem Ge-

raune: Du brauchst noch keine Sterne zu deinem Trost, junger Mensch. Da sind wir, die uralten Bäume. Wir haben solche unter uns, die in ihrer zartesten Jugend den Rauch des brennenden Roms gekostet haben, wir wissen noch um das Geschrei der siebentausend Ketzer, die jenseits der Meere in einer Kirche gemordet und verbrannt wurden, das Beben der Erde hat uns oft bis ins Mark hinein erschüttert... Und von überall her vernahm er die Stimmen der tapferen und weisen Bäume, die täglich über so viel Gefahr und Lebensjog und Todeslust schwiegen, daß Ulrich auf ein Knie sank und ihnen für die mutspendende Botschaft dankte.

Ihm hatte das Kreuz und Quer des Lebens schon bitter mitgespielt. An einem hellen Frühlingstag war die schöne Frau Cahill — sie hielt einen Strauß Wicken in der Hand — auf ihn zugekommen und hatte ihn zum abendlichen Tanz in ihr Haus eingeladen. Howard Frazer und Marjorie Brice und Jane, die lustige Jane Mackenzie, würden auch kommen. Er war schon öfters im Haus des Generaldirektors zu Gast gewesen. Er hatte dann mit ihm über Bücher, Theater, Bäume, Maschinen und Pferde gesprochen. Getanzt hatte er aber noch nie dort oben. Das Haus mit den vielen angebauten Flügeln erinnerte ihn an etwas Siamesisches, und die Frau, die darin schlief, war für ihn ein Wesen, neben dem alle Träume moderegiges, faseriges Zeug waren. Sie bedeutete das Leben, die Verheißung, den Rausch in gleißender Nüchternheit. Als sie ihn bat, zum Tanz zu kommen, schaute ihn die Vorsehung mit einer spöttischen Fratze an, und er merkte es nicht.

Auda Cahill trug zu ihrem blau-schwarzen Haar eine grüne Regenbogenhaube, wie Ulrich einmal zu sich sagte, um die ausgerechnete Schönheit dieser Frau festzustellen. Aber das half ja später nicht mehr. Ihre Augen waren eben nicht nur schön, sondern auch immer feucht, wie die Lippen, und sie hatte einen bestechend schönen, einen «gebildhauernten» Rücken. Der Tanzabend kam, und Frau Cahill schlug Ulrich einfach stumm mit einer raffinierten Verschmelzung von Kleid und Nacktheit. Nach den Maßstäben von Faulenzern und Troubadouren war sie die vollendete, herrliche Frau, die Herrin. Und das war es, was Ulrich blendete und schließlich nahe an den Rand des brüchigen Schiefers lenkte: sie stand sehr hoch im Leben, und er war ein junger Einwanderer, nach dessen Vorfahren noch niemand gefragt hatte.

Vorwand oder Fügung, List oder Tollheit? Wie wollte man es nennen, was die beiden während eines Tanzes sieben Herzwellen lang aneinandergeschmiegt stehen-

blieben hieß, um den verlorenen Tanzrhythmus wieder zu erwischen? Da hatte sie ihn auch schon bezaubert; mit allem, was ihn ausmachte, war er in den gläsernen Berg versetzt worden, der die Eigentümlichkeit hat, daß man durch seine Wände nicht mehr in die Welt hinausschauen, daß aber die richtende Welt in ihm hineinshawen kann. In ihm sind Herzklopfen und bittere Selbstvorwürfe und grausame Unentschiedenheiten an der Tagesordnung, und die Unterwerfung einer Seele durch die andere ist das rechnerische Ergebnis. Auch schlagen dort ihr Rad die Plauen der Lust, und noch manches geschieht darin, was schön sein soll. Aber Beständigkeit und Freundschaft sind seltene Gäste.

Ulrich war von jenem Abend an ein markierter Mann. Ihm selbst kam es vor, als trüge er von da an auf der Brust die große rote Spielmarke, wie jeder sie trägt, der auf einen anderen Menschen setzen will.

In den nächsten Monaten war eigentlich nichts Abwegiges geschehen. Cahill selbst weilte oft geschäftlich in San Franzisko, und an jenen Abenden war Ulrich zu Gast bei Frau Cahill. Nun wohnte auch eine Miß Veilie, Auda's ältere Kusine, zur Erholung bei ihren Verwandten, und diese lebenswürdige Jungfer war eine Anstandsdame, wie sie im Buch steht. Auda und Ulrich tanzten stundenlang allein miteinander, und Miß Veilie saß in der Ecke des benachbarten Spielzimmers mit einem nahezu der Zensur verfallenen Roman. Dabei schweiften ihre Blicke zuweilen über das Buch hinweg ins Zimmer der Tanzenden hinüber, aber die beiden drehten sich in solch restloser und heftiger Verbundenheit, daß sie weder die grauen Augen der Kusine noch irgendwelche andere Bindung zur Umwelt spürten. Liebe über das uralte Gesetz hinweg brachte auch ihnen jene furchtbare Einsamkeit, von der man in sonnendurchglühten Tempelruinen überfallen wird.

Zu sagen, daß Ulrich den Tod durch die Kugel ihres Gatten fürchtete, wäre eine Uebertreibung. Aber das Ausgewischtwerden, das Nichtmehrsein, das Ende ein für allemal sollte doch wenigstens in einer ehrenhaften Angelegenheit geschehen. In den Kleidern eines ertrappten Liebhabers zu sterben, schien ihm schmadvoller als Diebstahl. Aber um ihn standen lange die Schutzgötter mit hilflos hängenden Armen.

Im Onyxdunkel des alten Waldes war Ulrich schließlich mit seiner schlimmen Liebesgeschichte auf ein Knie gesunken. So ungewohnt diese Gebärde ihm war — er gab sie aus den vollen Kammern seines bedrängten Herzens als Dank für die Mahnung an mächtigere Schicksale,

(Fortsetzung Seite 26)

an einsamere und ungleich viel heldenhaftere Verfechter der Treue, als Menschen es sein können. Was war denn auch schon ein kleines und geschäftiges Menschenleben, gemessen am standhaften Dasein der alten Bäume? Sie standen einsam alle die vielen Hunderte von Jahren, es war ihnen bestimmt, auf dem gleichen Fleck zu stehen und zu fallen, sie setzten sich tags und nachts freundlich auseinander mit der salzpendenden Erde und ertrugen die Launen der Winde, die aus vier, acht oder sechzehn Richtungen herangebraust kamen. Unbeirrt und treu hielten sie ihren Posten und deckten einander Flanke und Rücken.

Zwei Tage später merkte Auda Cahill, daß eine neue Nachdenklichkeit über Ulrich gekommen war. «Was ist los?» fragte sie. «Ich habe meine Freunde verloren, Don mißtraut mir und läßt mich allein, Pete hat mir gestern nichts davon gesagt, daß man am Abend pokern werde. Ich beginne, keine Freunde mehr zu haben.» Er sagte es in einem sonderbaren, flachen Ton. Aber aus der Paarung eines Gioconda-Lächelns mit einer einfachen Träne, wie Auda sie bewerkstelligen konnte, entsprang neue Leidenschaft. Und doch erreichte Auda Cahill nicht das Ziel, das sie sich für diese Zusammenkunft gesteckt hatte. Ulrich verließ sie früher, als sie gehofft hatte. Fünf Minuten später kam Mr. Cahill unerwartet und unangemeldet in seinem Kompressorwagen von einer Besprechung in einer anderen Sägerei zurück.

Nicht selten verbünden sich die Umstände, wenn es gilt, einen Menschen zu erhöhen oder zu vernichten. Das spürte Ulrich auf seinem einsamen Ritt am nächsten Sonntag. Am Morgen holte er mit einem Stallpferd sein indianisches Pferdchen Kaschtenka von der großen Weide, säumte und sattelte es und ritt aus dem Kamp hinaus. Er ließ Kaschtenka die schnelle und weiche indianische Gangart laufen. Im Dunkel des hohen Waldes, der zwischen Kamp und Küste steht, schaute er wieder zu den geraden, unbeugsamen Stämmen hinauf. Es tat wohl.

Er drehte Kaschtenkas Nase dem Meer zu und ritt bald durch die Wiesen, die den Wald von den Sanddünen trennten. Und dann zog er den Duft von Sand, Treibholz und Wellen ein, und Kaschtenka begann das beliebte Spiel auf den Sanddünen. Mit großem Schwung ritt es von den Sandkuppen in die Täler hinunter, um, wie es schien, mit der gleichen Eleganz den nächsten Abhang hinaufzustoßen. Aber sobald die Vorderbeine in der Talsohle angekommen waren, stand es plötzlich in bockiger Spreize still — und hoffte. Doch Ulrich saß da fester als im Schatten, in dem wir alle sitzen. Und während er den Hasen nachschaute, die durch die Sandpässe fetten, dachte er grimmig an anderes.

Er erinnerte sich daran, wie er als Junge über die Männer gelacht hatte, die es sich hatten gefallen lassen, daß eine Frau sie entsattelte, bankrott machte, vor die Mündung eines Revolvers trieb. Leidenschaftlich schön, bezaubernd, unausweichbar, fatal — Welch ein Theater! Männer hatten ihre Pferde an diesen farbigen Papierfetzen gleichgültig vorbeizulenken und weiter, weiter, weiter auf ihre männlichen Ziele zuzureiten! Und nun gehörte er selbst zu den Hörigen, denn Auda liebte können und von ihr geliebt werden war auch nicht zu trennen von der kleinen Prophezeiung: Morgen liegst du selbst im Graben, mit einer häßlichen Schußbahn durch die Brust.

Kaschtenka trug den jungen Einsamen mit seiner uralten Sorge durch Gras und niedere Sträucher auf die Straße zurück. Links oder rechts? Das Pferd wartete vergebens und ritt nach Norden. An der vierten Straßenbiegung stand es still.

Wenn ein Tier wie Kaschtenka stille steht, wie auf einem Sockel ruhig steht, dann ist etwas los, dann tut man gut daran, aufzuwachen und sich umzuschauen. Ein brauner Bär in den Beerenstauden jenseits der Kurve mochte harmlos sein, ein Berglöwe am hellen Tag war eine weniger sonntägliche Begegnung, und ein rachsüchtiger indianischer Arbeiter im Anschlag war noch gefährlicher, Kaschtenkas Schnauben aber war sehr gedämpft und paßte nicht zu diesen Fällen.

Zwischen den Zedersprößlingen am Fuß der steilen Straßenböschung lag ein Auto auf der Seite, ein Rad drehte sich langsam. Es sah wie ein Unfall aus. Da es aber auch eine Attrappe sein konnte, wie sie den Unvorbereiteten oft zum Verhängnis werden, ritt Ulrich in scharfem Tempo über die andere Schulter der Straße hinunter, band Kaschtenka an einen Strauch und entscherte seinen Revolver. Dann kroch er dreißig Meter südlich auf die Straße zurück und wie eine Eidechse darüber hinweg. Zwischen jungen Bäumen und Sträuchern bewegte er sich schnell und leise auf das Auto zu. Es wäre nicht das erstmalig gewesen, daß die paar Neider und Feinde, die er sich durch seine ungestüm erfolgreiche Laufbahn zugezogen hatte, ihm eine Falle gestellt hätten. Aber alles blieb still.

An der Badenixe auf dem Kühler erkannte Ulrich jetzt den Wagen seines Freundes Donald. Durch eine zerschmetterte Fensterscheibe ragte ein Arm heraus. Die Hand lag wie tot auf dem Rahmen. Blutverschmierte Glasscherben lagen herum. Im Wagen zwei Menschen.

Kann ich das Auto mit dem Wagenheber so hoch kriegen, daß ich es dann aus eigener Kraft auf die Räder stellen kann? Ist der Wagenheber im Kofferraum? Sind die Schlüssel dazu am Schaltbrett? Höher geht die Hebschraube nicht. Ich kann die verfluchte Kiste nicht öffnen. Ich hole Kaschtenka, im Kofferraum ist ein Ab-

schleppseil. Sie bluten, sie bluten sich dahin, eile, eile, das Herz soll meinewegen platzen. Steh' still, Kaschtenka, ich lege dir das Seil um die Brust. Es geht, es geht, danke Kaschtenka. Jetzt die Türen auf. Nicht schlapp werden.

Als Ulrich die beiden blutnassen Freunde aus dem Wagen gehoben und auf das Gras gelegt hatte, war er fast am Rand seiner Kräfte, Pete, der Zahlmeister in der Union River Säge, hatte die Augen geöffnet. Donald war noch bewußtlos. Pete blutete in Strömen aus dem linken Arm, das Glas hatte die Pulsader angeritzt. Ulrich zerriß sein Hemd, knüpfte einen Streifen lose um Petes Oberarm, steckte einen fingerdicken Zweig darunter. Drehte das Tourniquet zu, bis Pete fluchte: «Stop it, tough guy. Help Don.» Aber Donald war schlimmer daran. Quer über Hals und Gesicht zogen sich furchtbare Schnittwunden, das Blut bildete eine einzige rote Maske, lief ihm in den Mund hinein. Er röchelte, hustete und öffnete ein Auge.

Als Ulrich sich mit Verbandzeug zu seinem Freund niederbeugte, stieß dieser durch geronnenes Blut die Worte hervor: «Nicht anrühren. Zuerst versprechen —» Er spuckte Blut und schwieg. «Was versprechen?» fragte Ulrich, erstarrt.

«Nichts mehr mit Mrs. Cahill. Schluß machen. Verspricht!» Ulrich schwieg und wollte mit dem Notverband beginnen.

«Nicht anrühren. Erst versprechen. Lieber krepieren, ohnehin schon —» So sprach ein Freund.

Ulrich schaute über ihn hinweg zu den Gipfeln der großen Bäume, dann in die wartenden Augen von Pete. Eine magische Faust zwang seinen Blick schließlich zu Don zurück. Es begegneten sich eine brodelnde Sekunde lang die Opferbereitschaft eines Freundes und die Erinnerung an den schwülen Zauber einer Frau. Dann sagte Ulrich: «Ich verspreche — und jetzt ruhig halten.» Norverbände, Kaschtenkas schnellster Ritt ins Dorf, endgültige Rettung.

Die Steuerung eines Wagens hat versagt. Die Nähe des Sterbens hat drei Menschen über den Schemel des Schicksals auf die eiserne Bank der Treue gehoben. Bäume und Steine, Blumen, kleine und verborgene große Tiere, ein kalifornisch blauer Himmel, ein Pferd mit guten Augen — alles ist von einem singenden Glanz überstrahlt. Die Welt könnte fast unerträglich schön sein.

Ulrich St. ist in Casablanca ausgestiegen. Wir haben uns nach einem Jahr wiedergesehen. Ich habe ihn gefragt, ob ich diese Geschichte, mit den Schablonen des Journalisten verziert, weiterzählen dürfte. Er lachte den Rauch einer Zigarette heraus und sagte ja. Ich sah ihm sogar an, daß es ihn freuen würde, wenn auf diese Weise seinen Bäumen und Freunden eine namenlose Erinnerungstafel geprägt würde.

Die Drei Könige...

«Das sind die Drei Könige mit dem Stern,
Die essen und trinken und zahlen nicht gern»,

heißt ein altbekannter Spruch der «Sternsinger». In der Zeit zwischen Weihnachten und Epiphania (6. Januar), dem Fest der Heiligen Drei Könige, ist in vielen Gegenden der Schweiz, Süddeutschlands, im Harz, in Thüringen und Belgien diese volkstümliche Form religiös verbrämten Umbettelns, verbunden mit Glückwünschen, anzutreffen. Angetan mit weißen Hemden oder auch mit allerlei orientalischem anmutendem Putz, die papierene Zackenkrone auf dem Kopf und den Stern auf der Stange in der Hand, ziehen die Mummenschänzkönige von Haus zu Haus mit ihren Liedern und Glückwünschen. Am Rhein singen die Knaben:

«Gebt uns was und laßt uns gehn,
Laßt uns nicht so lange stehen,
Denn wir müssen weiter gehn.»

Und aus dem schweizerischen Frei- und Kelleramt ist folgendes Lied überliefert:

«Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern,
Si suechid de Herr Jeses, si hettid e gern.
Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Schlitze
Sind vo Büenzen uf Bosmel gritten.
Im Sterne chered si i
Und trinkid es Schöppli guete Wi.
Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern
... Und ich wais es Matli, 's hed d'Buebe gern.»

Als Magier aus dem Fernen Osten sind die Heiligen Drei Könige zur Beschworung und Bannung von bösen Geistern, Verhexung, zur Heilung von Fallsucht und Epilepsie am 6. Januar gern angerufen. Dreikönigszettel mit dem Dreikönigsseggen werden auf dem Leib getragen, und seit dem 14. Jahrhundert sind sogar Dreikönigsmedaillen als Talismane üblich.

In Süddeutschland und im Tirol besteht die Sitte, zur Abwehr aller schlimmen Dämonen am Dreikönigstag an Haus-, Zimmer- und Stalltür die Zeichen + C (Caspar), + M (Melchior), + B (Balthasar) unter Ausräucherung und Besprechung mit Weihwasser anzubringen. An mehreren Orten der katholischen Schweiz werden am 6. Januar Wasser und Salz geweiht.

Wohl als eine der vielen altheidnisch überlieferten Betätigungen zur Vertreibung der Winter-Dämonen ist die «Gäuflete» am 6. Januar im Muotatal anzusehen. Mit Lärminstrumenten ziehen die jungen Burschen unter die Obstbäume, um sie fruchtbar zu machen. Auch in Brunnen geschicht ähnliches im Zug gegen die bösen Waldfrauen, die «Strudeli» und «Strätteli».

Die Zeit zwischen Weihnachten und Epiphania ist heilige Zeit. Was man in diesen zwölf Nächten träumte, geht der Reihe nach in den zwölf Monaten in Erfüllung. Auch allerhand Spiele und Scherze, die auf die Schicksalsbefragung herauslaufen, werden mit der Sehergabe der Magierkönige in Verbindung gebracht und am 6. Januar geübt. So ist z. B. in rätoromanischen Sprachgebiet das Fest der «Bavania», «Buania», das ist eine Verüstelung von Epiphania (Erscheinung Christi), vielerorts mit Bleigießen gefeiert. Oder es werden durch eine Zettel-Loterie die ledigen Burschen und Mädchen für ein Jahr als Paare zusammengeführt. Im Münstertal und im Samnaun treffen sich die Mädchen an Straßen-

kreuzungen, werfen die Pantoffeln in die Luft und lesen je aus der Lage, in die beim Herunterfallen die Spitze zu liegen kommt, die Richtung, aus welcher der Bräutigam zu erwarten sein wird.

Wer weiß aber schon, woher die Formel: «Das geht über das Bohnenlied» stammt und was sie bedeutet?

In der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts sind eine ganze Anzahl sittengeschichtlicher Darstellungen, hauptsächlich von Jordaens und Jan Steen unter dem Titel «Der Bohnenkönig» oder «Le Roi boit» bekannt, derbsaftige Szenen von Trinkgelagen mit einem weinselig aufgedunsenen König mit goldener Papierkrone auf dem Kopf. Hier wie auch in Frankreich besteht die Gepflogenheit, am Dreikönigsabend einen Kuchen mit einer Bohne darin zu backen. Wer das Stück mit der Bohne erhält, ist Bohnenkönig und bekommt die Zackenkrone aufgesetzt. Er wählt sich seine Hofbeamten, die nach ihrer Charge verkleidet, aufzuwarten haben. Sobald der König trinkt, rufen alle Anwesenden: «Le Roi boit», und wer es verpaßt, erhält vom Hofnarren einen schwarzen Strich ins Gesicht. Da diese Feste im Uebermaß des Weingenußes alle Zungen lösten und in lärmigen Gesängen endeten, bezeichnete das Wort: «das geht über das Bohnenlied» den Gipfel der Ausgelassenheit.

Stammen alle diese volkstümlichen, oft so naiven Bräuche aus dem exotischen Märchenzauber, der um die Drei Weisen aus dem Morgenland schwebt, so ist immerhin zu bemerken, daß eine hochgelehrte theologische Literatur fast 1000 Jahre daran gearbeitet hat, die schlichte und kurze Erzählung in Matthäus II, 1—12 zur phantasievollen Legende auszugestalten. Die Dreizahl der Weisen, ihr Stand als Könige, die Namen Caspar, Melchior und Balthasar, die Geschenke Gold, Weihrauch und Myrrhen, das sind alles Ausschmückungen, die nach und nach bis ins 12. Jahrhundert herauskristallisiert wurden, dem Jahrhundert, da ihre Gebeine durch Friedrich Barbarossa von Mailand nach Köln übergeführt worden sind, wo sie heute noch Reliquienverehrung genießen.

Unter den Mysterienspielen des Mittelalters nehmen die lateinischen Dreikönigsspiele in den Kirchen wegen der Schaulichkeit der Vorgänge einen besonderen Platz ein. Das älteste Dreikönigsspiel ist aus dem 11. Jahrhundert in Frankreich verbürgt, wo es auch seine klassische Ausprägung fand. Es spielte sich als ein Teil des Hochamtes im Chor ab. Mit dem Aufkommen des Bürgertums im 15. Jahrhundert nahm es die Wendung zum Laienspiel in der Nationalsprache. Auf öffentlichen Plätzen erscheinen die festlich herausgeputzten Bürger, die Goldschmiedezünfte als die Darsteller der Heiligen Drei Könige und kompanienweise die bewaffneten Gefolgsleute der Magier.

In der Malerei und Plastik zählt das Thema von der Anbetung der Könige seit frühchristlicher Zeit bis zur Hochrenaissance zu den beliebtesten Darstellungen in allen Ländern. Nicht nur die größten Meister der Renaissance, wie Botticelli, Roger van der Weyden, Dürer, Holbein, Leonardo da Vinci, haben es, zum Teil mehrmals sogar, behandelt, sondern in die Hunderte geht die Zahl der Künstler, die dem Kinde von Bethlehem durch die Gaben der morgenländischen Weisen huldigten.

R. Sch.